tüchtiges, springlebendiges Pferd, das sich retten und vor jeden Wagen spannen ließ, das sogar unruhig wurde, wenn es zu lange ruhte.

Ehe die vereinbarten vier Wochen verflossen waren, führte Karl dem Stallmeister ein verändertes, neues Pony vor. Es sah wirklich schmuck aus. Das Fell glänzte, die Mähne war zu einem Stutz gebürstet, der Schweif stach hintenaus, der Kopf mit den blanken, unternehmungslustigen Augen stand hoch, kurzum: es war ein Pferdchen, das auch unter Brüdern seinen Wert hatte.

„Mensch!" sagte der Stallmeister anerkennend. Dann tuschelte er lang und breit mit Karl. Zu guter Letzt reichten sie sich die Hände wie Verschworene.

*

Pünktlich auf den Tag erschienen die Damen. Die Reise war ihnen bekommen. „Haben Sie ein neues Tier?" fragten sie und blickten erwartungsvoll. Der Stallmeister winkte Karl.

Das Pony wurde aus dem Stall geführt.

Die Damen klatschten nicht in die Hände und griffen begeistert zu, wie wir es erwarteten. Mißtrauisch sahen sie das Tier an, lobten es, weil es ein Pony war, tadelten, weil es dem alten in nichts ähnelte, fragten, flüsterten miteinander und verlangten plötzlich eine Probefahrt.

Karl zuckte nicht mit der Wimper. Im Nu brachte er ein leichtes Wägelchen und spannte ein. Dann hieß er die Damen aufsitzen und ratterte mit Hüh und Hott davon.

Als er nach längerer Ausfahrt zurückkehrte, schienen die Damen befriedigt. Karl half ihnen aus dem Wägelchen, zwang sie aber, neben ihm zu bleiben. Und dann begann er eine ernste Lektion über Pferdepflege im allgemeinen und besonderen. Die Damen sperrten den Mund auf und versuchten beleidigt zu widersprechen. Karl besaß einen guten Atem. Er hielt nicht hinter dem Berge, daß ein Pferd ein Pferd sei und demgemäß behandelt werden wolle. Er verlangte dies und das und verlangte es versprochen. Die Damen schnappten nach Luft, und nur um des lieben Friedens willen versprachen sie, was gefordert wurde.

Der Stallmeister stand allezeit bereit. Jetzt war seine Zeit gekommen. Die Damen fragten nach dem Preis. Er nannte eine schöne, runde Summe, die sofort bewilligt wurde. Der Stallmeister rieb sich die Hände. Es war kein ehrliches Geschäft, aber ein den Umständen angemessenes und durchaus notwendiges.

„Im übrigen, wo ist unser liebes Pony hingekommen?" Die Damen fragten wie aus einem Munde.

Der Stallmeister fragte Karl, ehe er antwortete: „In gute Hände! Bestimmt. Wir versprechen, öfter nachzusehen, daß es auch vernünftig behandelt wird!" Er meinte es durchaus ehrlich.

Die Damen waren es zufrieden. Aber eins hatten sie noch auf dem Herzen. „Ehe wir den Kauf abschließen, möchten wir das Pferdchen vor unserem Wagen probieren. Der Diener wird ihn bringen!"

So geschah es. Der Diener brachte den Wagen. Das Pony wurde eingespannt. Die Damen kutschierten los.

*

Zum Abend, wir saßen gerade um den Tisch, polterte der Diener in die Stube und hockte sich zwischen den Stallmeister und Karl. Er blinzelte listig. „Was bekomme ich?" fragte er ohne Einleitung.

Der Stallmeister wog den Kopf hin und her. Karl lächelte. „Das Pony, denkt euch, fand den Stall allein!" Der Diener nickte schwer.

„Was es nicht alles gibt!" Karl staunte. Wir lachten schallend. Der Stallmeister drückte dem Diener die Hand. Alles war geklärt. Und alle, so glaube ich, waren in dieser Stunde zufrieden.

Das Pony war nicht das alte Pony! Das neue Pony war kein neues Pony! Ist das nicht eine glatte Sache?

Duell auf dem Pulverfaß

Anekdote von Hans Otto Henel

Als 1688 im tiefsten Frieden ein französisches Heer unter General Melac in die Kurpfalz einrückte, mit dem Auftrage, zwölfhundert deutsche Ortschaften zu vernichten, da kam unsagbares Weh über den blühenden Rheingau. Ein deutsches Heer fanden die Franzosen nicht vor, und nichts hinderte sie an Heldentaten gegen Bürger, Weiber und Kinder. Als umständlich Bayern, Sachsen und Brandenburg endlich einige Hilfstruppen brachten, war manche deutsche Stadt schon geplündert und verbrannt, waren die Einwohner in Tod und Elend getrieben.

Eine von Berlin heranmarschierende Abteilung Brandenburger hatte sich nach dem Rheinlande gewandt, weil Berichte vorlagen, daß die Franzosen rheinab schon über Düsseldorf hinausgedrungen waren. Bei Kaiserswerth trafen die Gegner einander. Die Franzosen hielten die Stadt besetzt, und davor bezogen die Brandenburger ein Lager. Hin und her ging leichtes Geplänkel mit jener Bedächtigkeit, die damals zum Kriegführen gehörte. Bis eines Tages die Franzosen auf den Schanzen die schreiende Wut bekamen, als drüben im Lager der Brandenburger ein Galgen errichtet wurde. An dem baumelte nämlich eine Strohpuppe in französischer Kleidung, und vom Galgenschwengel verkündete weithin sichtbare Schrift: Le roi des incendiaires! Auf deutsch: König der Mordbrenner!

Der Chevalier de Lincourt, ein französischer Offizier, bat sich vom Kommandanten die Ehre aus, den Schimpf, den man seinem König antat, in einem Zweikampfe mit dem Urheber zu rächen. Er erhielt die Erlaubnis, und ein Parlamentär überbrachte die Herausforderung ins brandenburgische Lager.

Nun war die Brandmarkung des französischen Herrschers zwar durch ergrimmte Soldaten geschehen, aber sofort erbot sich ihr Offizier, der brandenburgische Leutnant von Pottlitz, die Tat seiner Mannschaft im Zweikampf zu verteidigen. Er nahm also die Forderung an, verlangte jedoch, daß ihm als dem Herausgeforderten die Wahl der Waffen zustehe. Das entsprach den gültigen Duellregeln, und darum mußte der Franzose damit einverstanden sein.

Zur festgesetzten Stunde wurde zwischen den gegnerischen Truppen, in ihrem Angesichte, der Kampfplatz abgesteckt, und vom brandenburgischen Lager brachte man die Waffen. Es waren zwei Pulverfäßchen, Sitzgelegenheiten für die Duellanten, durch eine Zündschnur miteinander verbunden. Flucht sollte nur dem Ueberlebenden erlaubt sein, wenn einer in die Luft geflogen war.

Der Franzose konnte seine Betroffenheit vor so ungewöhnlichen Waffen nicht verbergen, aber wohl oder übel mußte er auf einem der Fäßchen Platz nehmen, gegenüber seinem Feinde auf dem andern. Ein Unparteiischer entzündete die Lunte genau in der Mitte. Langsam glomm der Brand nach beiden Seiten.

„Warum so unruhig, Chevalier?" fragte der von Pottlitz. „Als Sie Feuer an das unbeschützte Worms legten, waren Sie wohl zuversichtlicher?" Der Franzose schwieg. Sein Blick hing an der schwelenden Zündschnur.

„Sie sind bleich!" höhnte Pottlitz nach einem Weilchen wieder. „Will der Mut Sie verlassen, den Sie bei der Niederbrennung von Speyer bewährten?"

Tatsächlich hatte der Chevalier sich verfärbt. Er schien den Spott nicht zu hören. Sein Auge wich nicht von der Lunte, an der das Feuer sich näher und näher an das Pulverfäßchen heranfraß.

„Franzosen sollten doch das Grauen vor Feuer verlernt haben", spottete Pottlitz weiter. „Worms habt ihr eingeäschert und Speyer, Mannheim und Offenburg, Pforzheim und Alzey. Freilich, wenn nicht wehrlose deutsche Bürger auf dem Pulver sitzen, sondern ein Herr Franzose selber, dann — —"

Hui, wie der Wind wischte da der Chevalier vom Pulverfaß auf und sauste davon, was die Beine hergaben, hinüber zu seinen Franzosen, die ihn allerdings nicht sehr freundlich empfingen.

Der von Pottlitz aber lachte lauthals hinter dem Flüchtenden her und erhob sich gelassen vom Sitz. Gewärtig, ihn jeden Augenblick in die Luft fliegen zu sehen, schauderten Freund und Feind, als er gemächlich auf dem Kampfplatze hantierte. Ohne sich um die qualmende Lunte zu kümmern, packte er die Fäßchen, riß ihnen den Deckel herab und schüttete den Inhalt auf einen Haufen. Das verschlug den Franzosen vollends den Atem, denn aus dem Pulverfäßchen rollten Gurken — eingelegte saure Gurken.

Während die Marketenderin den ihr entliehenen Faßinhalt wieder einscheffelte, griffen die Brandenburger zu den Waffen, jagten die Franzosen von den Schanzen hinein in die Stadt und gleich zum andern Ende hinaus.

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr 36 | 11. Mai 1938 | 12. Jahrgang



Copyright 1937 by Aufwärts-Verlag, Berlin SW 68

18 Fortsetzung

„So, von meinem! Vielleicht von dem, was mir die gute Tante Mathilde in Ekuador hinterlassen hat?"

„Natürlich. Von welchem Geld denn sonst?"

Der Hund kam unter dem Tisch hervorgekrochen und schob seine kalte Schnauze in Katjas Hand, als wolle er sie trösten und vor dem Unheil bewahren, das nun wie eine Lawine unerbittlich mit wachsendem Getöse im Anrollen war.

„Wie lange willst du noch diese Komödie fortsetzen?" Wolfgangs Ton war haßerfüllt.

„Komödie! Du meinst wohl, deine Komödie mit dem Notenheft?"

„Ich habe allerdings kein Notenheft gebraucht. Das war eine Ausrede, weil ich dich nicht mit einem Verdacht beschmutzen wollte. Aber nun weiß ich ja alles!"

„Was weißt du?"

„Daß meine Tante keinen Pfifferling hinterlassen hat, außer einigem wurmstichigen Gerümpel, das die Haushälterin erhielt, und den zweihundertdreiundzwanzig Peso, dem Erlös einiger alberner Broschen und Ohrringe."

Katja starrte Wolfgang an wie einen Irrsinnigen.

„Stell dich nicht so verwundert! Du weißt sehr gut, aus wessen Tasche mir die plötzliche Erbschaft zufloß. Ich mache dir gegenüber auch kein Geheimnis daraus, wie ich dem auf die Spur gekommen bin. Nach meinen Rückfragen beim Konsulat durch das Auswärtige Amt suchte ich Rechtsanwalt Bullerjahn auf und erzählte ihm, daß meine Tante außer den paar Schmuckstücken nicht einen roten Heller hinterlassen hat. Der Notar war über diese Tatsache nicht wenig erstaunt. Ich habe ihn nach diesem geheimnisvollen Südamerikaner, der sich Salossa nannte, genau ausgefragt. Der Anwalt sagte mir, daß dieser mysteriöse Herr, der sich als Freund und Beauftragter der Verstorbenen ausgab, dieser Salossa, schneeweiße Haare gehabt, einen slawischen Akzent mit stark rollendem R gesprochen habe und vielleicht auch kein Südamerikaner, sondern ein Pole oder Russe gewesen sein könnte! Schneeweißes Haar und ein rollendes R! Diese zweifellos interessanten Merkmale hast du mir ja von Ritrikoff öfters erzählt. Er hat sich also als Salossa ausgegeben, und nur von ihm stammt diese angebliche Erbschaft. Der Anwalt hat keine Ahnung davon gehabt. Er erhielt nur den Auftrag, mir die Mitteilung von der Erbschaft zu überbringen. Es bestand für ihn gar keine Ursache oder Verpflichtung, nachzuforschen. Das Geld war da und meine Tante war zufällig gestorben, alles klappte wunderbar.

Wieder starrte Katja Wolfgang entgeistert an.

„Das ist nicht möglich. Einfach nicht möglich! Er hätte mir doch ein Wort gesagt, wenn ..."

„Ich glaube dir nichts mehr!" Wie Keulenschläge fielen Wolfgangs Worte. „Nichts mehr glaube ich dir! Du warst Ritrikoffs Geliebte! Du hast von ihm Geld bekommen und mir hat er auch das Maul damit gestopft. Und da ihr wußtet, daß ich von solchen Dingen etwas anders zu denken pflege, als ihr es zu tun scheint, so habt ihr in Rücksicht auf meine veralteten Ehrbegriffe eine feine Komödie eingefädelt, wozu euch der Tod meiner Tante eine glänzende Gelegenheit bot. Ein paar Pesos mehr oder weniger, habt ihr euch gedacht — wirklich großartig! Ganz großartig!"

Katja saß auf dem Stuhl wie ein Mensch, der in ein unaufhaltsam rollendes Schicksal sich ergeben hat, wie ein Pferdelenker, der apathisch die Zügel der durchgehenden Pferde schleifen läßt, weil er vor und hinter sich das Eis krachen hört, über das sein Schlitten rast.

Katja fiel ein, daß sie Ritrikoff am vorletzten Abend von Wolfgangs kleiner Erbschaft erzählt hatte. Natürlich, jetzt erinnerte sie sich! Ritrikoff hatte aufgehorcht, sie wie beiläufig nach den Einzelheiten und dem Namen des Berliner Notars gefragt, war dann zweifellos zu Bullerjahn gegangen, hatte sich als Salossa ausgegeben und für Wolfgang das „Erbe" eingezahlt. Warum? Richtig, ja, um auch Wolfgangs Leben zu sichern. Um ihm das Gefühl zu nehmen, daß er nur von den Geldern seiner Frau leben müsse. So hatte Ritrikoff sie geliebt, daß er auch für Wolfgang ... Katja schloß die Augen.

Wolfgang sprach weiter. Scharf und logisch. In seinem

Hirn hatte ja seit Tagen nichts anderes Platz als diese Dinge.

„Ich habe mit Leichtigkeit in Erfahrung bringen können, daß Ritrikoff auch dir ein Legat ausgesetzt hat. Der Bankbeamte, der uns beide kennt — wir waren ja oft zusammen dort —, hatte keine Veranlassung, sich zu stellen, als wüßte er von nichts, nachdem ich so schlau war, mich ganz harmlos mit ihm über Anlage deiner Vermögenswerte zu unterhalten. Es war ein Fehler in eurer Rechnung, das Geld auf dieselbe Bank zu legen."

Katja schwieg. Der Hund schlich geduckt unter den Tisch zurück; niemand schien sich heute um ihn bekümmern zu wollen.

Als Katja immer noch schwieg, herrschte Wolfgang sie an: „Antworte mir endlich! Ist es so, wie ich gesagt habe, oder nicht?"

Katja hatte sich erhoben. Aus ihren wunderbaren Augen, die so zärtlich und hingebend blicken konnten, traf ihn ein eisiger Strahl.

„Ich antworte nicht! Du sprichst mit mir wie ein Untersuchungsrichter. Laß mich hinaus!"

Wolfgang fühlte, wie ihre Seelen planetenweit auseinander entfernt waren in dieser Sekunde. Aber ihn rührte ihr inneres Beben.

„Katja, ich bitte dich: Sprich endlich! Wir können das alles doch nicht auf sich beruhen lassen, das mußt du wohl einsehen. Ich bitte dich also, sprich!"

Katja sah ihn an. Eine grenzenlose Verzweiflung lag in seinen Augen.

Und so begann sie zu erzählen von den Ereignissen der damaligen Tage. Nur mühsam brachte sie anfänglich die Worte heraus. Schwer nur wollten sie sich zu Sätzen formen. Langsam und allmählich kam sie ins Erzählen. Sie sprach von der unheilbaren Krankheit Ritrikoffs, von den zwei Jahren, in denen sie ihn gepflegt und er sich immer wie ein stiller und treuer Freund gegeben hatte. Sie erzählte von ihrem Schwur und der tödlichen Prognose des Geheimrats Fischner. Sie machte eine kleine Pause und dann erzählte sie von Ritrikoffs großer stiller Liebe zu ihr, und wie er die ganzen Jahre über geschwiegen habe bis zu jenem Abend, an dem er sie fragen wollte, ob sie seine Frau werden möchte, und an dem sie ihm gestand, daß sie verlobt sei. Und wie er litt an der Sehnsucht nach seiner Heimat, wie er an dem Tage, als er die Wahrheit über seinen Gesundheitszustand erfuhr, sofort entschlossen war, über Konstantinopel auf die Krim zu reisen, um in seiner Heimat Ruhe und Frieden zu finden und zu sterben, und daß er ihr zuvor den Großteil seines Vermögens schenkte, aus Dankbarkeit für ihre lange Pflege und weil sie ihren Schwur gehalten und ihm die entsetzliche Ungewißheit genommen hatte. Und sie sprach von dem Augenblick, als er am Schreibtisch saß und das Dokument, das ihr das Legat aussetzte, ihren Händen übergab und sagte: „Es ist nichts gegen das, was Sie mir getan haben. Bitte gehen Sie jetzt und sagen Sie nichts mehr!"

Still und ruhig hatte Katja erzählt. Ihre Stimme hatte wie weicher dunkler Samt im Zimmer gelegen. Nun schwieg sie und blickte durchs Fenster auf die Gletscherspitzen, die in der beginnenden dünnen herbstlichen Luft klar und zum Greifen nahe dalagen.

„Und warum habt ihr mir nicht reinen Wein eingeschenkt? Warum habt ihr mir diese dumme Komödie mit der Erbschaft vorgespielt?"

Katja stand auf und trat zu Wolfgang.

„Ich schwöre dir, ich weiß nichts davon! Ich habe Ritrikoff von deinem krankhaften Stolz erzählt und er wird vielleicht hinter meinem Rücken das Geld an dich eingezahlt haben."

„Ein vornehmer Herr, der den Mann seiner Geliebten gleich mitbezahlt! Außerdem: nur von dir kann Ritrikoff die Daten über den Tod meiner Tante und den Namen von Bullerjahn erfahren haben. Jedenfalls hattest du die Hand mit im Spiel. Ich muß sagen, Seine Hoheit haben nicht gespart. Wie lange Zeit warst du seine Geliebte?"

„Wolfgang!"

„Von nichts kommt nichts! Oder willst du leugnen, seine Geliebte gewesen zu sein?"

Katja hatte ein maßloser Zorn gepackt:

„Nein, ich war nicht seine Geliebte. Aber ich wäre es geworden, wenn er nicht krank gewesen und nach mir verlangt hätte! Ja!" Es brach aus ihr heraus. Ihr war, als spräche ein anderer in ihr. In dieser Sekunde trieb es sie, die letzten Regungen ihrer Seele, die selbst ihr unbewußt und verschleiert lagen, auszusprechen, als sei sie dies dem toten Manne schuldig, dem Toten — und dem Lebenden, der vor ihr stand. „Ja, ich wäre seine Geliebte geworden, hätte er es gewollt in jener letzten Nacht! Ich hätte gar nicht anders gekonnt. Gepackt hätte es mich angesichts dieses gequälten, todgeweihten Menschen, in dessen Augen der ganze Jammer der Welt stand. Ich hätte nicht an dich gedacht, Wolfgang, nicht an Ritrikoff und nicht an mich. Nur an ein Opfer, ein Geschenk, das ich einem Sterbenden, der so groß an mir gehandelt hat, aus vollem Herzen gegeben hätte!"

Katja konnte nicht anders. Sie mußte das sagen. Wie klein kam ihr Wolfgang vor gegen die Größe des Mannes, der sich auf den Weg gemacht hatte, um zu sterben, der ihr vorher einen Teil seines Vermögens geschenkt und auch nicht die Andeutung eines Verlangens gemacht hatte.

„Du sagst, du hättest dich ihm hingeben können. Ist das nicht dasselbe, als wenn du es getan hättest?"

„Ich habe es nicht getan!"

„Ich glaube dir nicht. So fürstlich pflegt auch kein Fürst Krankendienst zu honorieren!"

„Es ist mir gleich, was du glaubst oder nicht, Wolfgang, denn ich gehe fort von dir. Du hast dich so klein gemacht vor mir, daß ich nicht mehr bei dir bleiben kann; hast mich so tief verletzt und gedemütigt, daß ich keine Stunde mehr mit dir zusammen leben will. Bejubelt hast du mich, Wolfgang, mich und das Andenken eines Toten!"

„Eines Toten?"

„Ja, eines Toten. Denn heute ist er längst tot und er hatte es einmal gutgemeint mit dir!"

„Nein, dein Toter lebt!"

Katja fuhr herum. Wie ein Schrei brach es aus ihr heraus:

„Ritrikoff lebt?"

Katjas Aufschrei ging Wolfgang durch und durch. Er wurde rasend vor Eifersucht.

„Siehst du, wie es dich trifft! Willst du leugnen, daß du seine Geliebte gewesen bist und daß du ihn noch immer liebst? Ja! Er lebt! Die Herren Aerzte haben sich geirrt! Das soll ja vorkommen. Er lebt und sucht dich!"

„Sucht mich?"

„Natürlich sucht er dich. Oder willst du mir erklären, warum er seit einer Woche gerade in Como lebt?"

„In Como?"

Katja war zusammengefahren. Sie starrte Wolfgang an. Dieser hielt ein Blatt Papier in seinen zitternden Händen.

„Die Berliner Detektei, die ich beauftragt habe, teilt mir mit, daß Ritrikoff sich lange in Konstantinopel aufgehalten und um eine Einreiseerlaubnis nach Rußland bemüht habe. Trotz aller Anstrengung hat er diese nicht erhalten. Daraufhin reiste er nach San Pellegrino, einem italienischen Kurort für Magenkranke. Seit einer Woche hat er San Pellegrino verlassen. Heute morgen erhielt ich nun dieses Telegramm hier. Da steht, daß Ritrikoff sich in der Nähe von Como aufhält, und die genaue Adresse. Er nähert sich deiner Spur und solltest du wirklich nicht seine Geliebte gewesen sein — was ich dir aber niemals glaube! —, so wird sich ja Gelegenheit bieten, das Versäumte nachzuholen! Nur hat er die Rechnung ohne den Wirt gemacht!"

Wolfgang hatte einen Revolver aus der Schublade genommen. Katja schrie auf.

„Was willst du tun, Wolfgang?"

„Hast du Angst um ihn?" rief er höhnisch.

„Nein, um dich!"

„Zu viel Ehre!" Er riß den hellgrauen Staubmantel, die helle Autokappe, Brille und Karte an sich und jagte zur Tür.

„Was willst du mit dem Revolver?" schrie Katja und klammerte sich an seine Knie. „Du willst ihn töten?!" Keuchend brachte es Katja heraus. Sie war zu Boden gesunken.

„Ich werde ihm gegenüber treten und ihn ansehen, dann werde ich wissen, ob ich ihn töten muß oder nicht!"

Als Katja aufsah, war das Zimmer leer. Draußen sprang ein Wagen an. Raste los. Heulte in der Ferne, wurde leiser und leiser. Und verstummte. Jetzt war es ganz still geworden. Ueber die Treppe schlichen langsam schlurfende Schritte hinunter.

ZWÖLFTES KAPITEL

Wolfgang hing über dem Lenkrad wie ein Ertrinkender über einer Schiffsplanke. Seine vor Leidenschaft verzerrten und verglasten Augen stierten auf die in Kurven und Schleifen sich sträubende Straße vor ihm. Wie dumm, wie bodenlos dumm von ihm, Katja zu sagen, daß Ritrikoff in Como war! Natürlich würde sie ihn anrufen und warnen wollen. Allerdings wußte sie seine Adresse nicht. Er wohnte in einem etwas entlegenen Hause außerhalb des Städtchens. Das Telegramm der Detektei mit der genauen Adresse hatte er Katja nicht verraten. Gott sei Dank! Aber wenn sie das Postamt in Como anrief, vielleicht wußte man dort Ritrikoffs Nummer und verband sie mit ihm? Oder hatte er vielleicht kein Telephon? Dann würde sie ihn eben auf die Post rufen oder ihm etwas bestellen lassen. Wenn man aber auf dem Postamt Ritrikoffs Adresse gar nicht wußte? Oder konnte sie nicht bei der Polizei die Adresse erfahren? Vielleicht rief sie gleich die Polizei in Como an und warnte ihn. Warum auch nicht? Sie liebte doch Ritrikoff und zitterte um ihn.

Seine Gedanken rasten noch rascher als die Kolben im Motor seines Wagens. Auf jeden Fall hieß es, so schnell wie möglich nach Como zu kommen. Noch ehe Ritrikoff gewarnt werden und das Haus verlassen konnte. Er schaltete in den zweiten Gang um und trat den Gashebel fur durch, daß der Wagen sich die steile Straße hinaufbäumte.

(Fortsetzung folgt)

Zweimal ein Pony!

Eine heitere Geschichte von Herbert Reinhold

Fast auf den Tag wußte es der Stallmeister vorherzusagen: Heute oder morgen bringen sie das Pferdchen! Er meinte zwei ältere jüngferliche Damen, die schon dreimal mit dem gleichen Anliegen unseren sonst gemiedenen Hof beehrt hatten. Seit sie sich zu ihrem Vergnügen Pferd und Wagen hielten, erschienen sie mit verblüffender Pünktlichkeit und baten flehend, ihnen um jeden Preis das auf einmal störrische, bisher gute und beste Tier abzunehmen und ein anderes für eine angemessene Summe zu beschaffen. Vor einem halben Jahre hatten sie das Pony gegen eine fromme Stute und unter Draufzahlung von einigen hundert Reichsmark eingetauscht.

An einem heißen Tage kam der Zug um die Ecke. Wir hielten uns die Bäuche vor Lachen. Vornweg schritten würdevoll und tiefbetrübt die beiden Damen. Einträchtig hielten sie sich bei den Händen und stolzierten vorsichtig über jede Mistlache. Hinterher zottelte ergeben ein Diener, der das Pony, nichts anderes als das Pony, führte. Und das Pferdchen schoben mit allen Kräften zwei Hausmädchen.

Wie sah das Tier aus! Rund und dick, das mußte man schon sagen. Aber der sorgsam gekämmte Schweif schleppte, die Mähne tauchte auf die Erde, und den Kopf hielt es müde gesenkt. Es war weder widerspenstig noch bockig. Nur faul, stinkendfaul war es. Ein verzärteltes, verzogenes, überfressenes Pony. Wir kannten das Leiden.

Nach einer Stunde war die Angelegenheit zur beiderseitigen Zufriedenheit abgesprochen. Die beiden Damen verkauften nach einigem Feilschen das Pferdchen um einen Pappenstiel. Vier Wochen lang beabsichtigten sie zu verreisen, inzwischen hatten wir für ein neues Tier zu sorgen. „Aber wieder ein Pony!" baten sie. Schluchzend umarmten sie das Pferdchen, klopften ihm auf den Hals und flüsterten dummes Zeug. Dann winkten sie dem Diener und den Hausmädchen und rauschten davon.

„Hm", hüstelte der Stallmeister und betrachtete den Kauf aufmerksam. „He da!" rief er mir zu. „Eine Schere!"

Sozusagen im Handumdrehen war der Schweif gestutzt. Nun sollte es der zottigen Mähne zu Leibe gehen, aber da kam ein Knecht gestürzt. „Die Damen kommen zurück!" brüllte er aufgeregt.

Der Stallmeister wußte sich in jeder Lage zu helfen. Es kostete einige Befehle, und wir zerrten das geduldige Tier gegen eine Stallmauer, wo wir es geschäftig umstanden.

Die Damen keuchten heran. „Eine Bitte noch, Herr Stallmeister!" lächelten sie. „Versprechen Sie uns, daß unser liebes Pony in wirklich gute Hände kommt."

„Die Damen können sich darauf verlassen!"

Sie streichelten noch einmal das Pferdchen und wankten von dannen.

Diesmal versicherten wir uns, daß sie tatsächlich den Heimweg antraten.

*

„Karl!" rief der Stallmeister.

Der älteste Knecht, ein erfahrener Pferdepfleger, gedienter Ulan, kam schwerfällig aus einer Box vor. Er blinzelte und lachte schlau.

„Schau dir dieses Tier an!" sagte der Stallmeister.

Karl schaute und nickte. „Ein unmögliches Geschöpf!"

„Ist etwas daraus zu machen?"

Karl befühlte und untersuchte das Gebiß. „Vielleicht", gab er zu.

„Gib dir Mühe!" — „Habe ich Zeit?"

„Vier Wochen!" — „Jawohl!"

Wenn Karl jawohl sagte, war das ein Versprechen, das er auf alle Fälle hielt.

*

Karl nahm das Pony unter die Hände. Schon am nächsten Tage war es nicht wiederzuerkennen. Die Mähne fehlte, rundherum hatte er es gründlich geschoren und gestriegelt. Jung sah es aus. Den Kopf allerdings hielt es nach wie vor gesenkt. Die Augen blickten trüb und müde. Sein Gang — es war kein Gang. Selbst aus der Box mußte es gezerrt und geschoben werden. Das gab jedesmal einen Heidenspaß, denn Karl trug es fast heraus.

Eine Woche darauf war das Pferdchen um einiges schlanker. Auch den Kopf hob es an. Karl strahlte und schwieg sich über sein Verfahren aus. Er war noch nicht zufrieden.

Mit einem Stallgenossen vor ein Wägelchen gespannt, sollte das Pony laufen. Es lief, das heißt der Wallach lief, das Pferdchen trottete ergeben nebenher und streifte nach den ersten vierhundert Metern. Es sah aus, als wollte es vor Erschöpfung umfallen. Karl sprach ihm gut zu, lockte und drohte, und als alles nichts half, schirrte er es aus und brachte es in den Stall zurück.

Zum zweiten Male hatte es einen heißblütigen, ausgestandenen Fuchs neben sich. Diesmal half kein Sträuben. Es kostete die Peitsche und mußte laufen, Trab, Paß, Galopp, Gang und wieder Trab. Es schwitzte, bockte, ließ sich zerren, mußte aber mit. Als es nach einer tüchtigen Strecke in den Hof eintrabte, war es munterer als je zuvor. Zum allgemeinen Erstaunen fand es den Weg in den Stall allein.

Nun ging es flotter vorwärts. Unter sorgsamer Pflege wurde aus dem entarteten Pony ein Pferd, ein gehorsames,